

Kann der Zölibat heute gelebt werden?

Gedanken und Fragen aus Anlaß der Bischofssynode

In dieser Woche berät die Bischofssynode in Rom über die Ausbildung der Priester. Die Frage nach ihrer Lebensform ist dabei eine der Kernfragen; der Zölibat, ob und wie er heute lebbar ist, darf nicht ausgeklammert werden. Klaus Demmer, Moralthologe an der Gregoriana in Rom, spricht hier weniger vom „ob“, er deutet das als Konklusion nur diskret an, als von dem, was als Voraussetzung eines ehelosen Lebens unter den lebensweltlichen Bedingungen hier und jetzt grundsätzlich und praktisch, theologisch und existentiell zu bedenken ist, und was dennoch an ausgesprochenen und unausgesprochenen Problemen für den Priester selbst und im Verhältnis Priester-Gemeinde bleibt. Wir stellen den Beitrag gerne zur Diskussion.

Die Situation des Priesters in der gegenwärtigen Gesellschaft kann den Theologen nicht unbeteiligt lassen, denkerischer Einsatz wird von ihm erwartet. Das geschieht nicht nur in seinem eigenen Namen, er vertritt auch die vielen, deren Stimme nicht durchdringt, die zu den Stillen im Lande, und mithin auch in der Kirche, gehören. Welche Erwartungen bringen sie dem Priester, der ihnen doch in vielen Fällen ein vertrauter und lieber Weggefährte ist, entgegen? Ein geheimes Band der Solidarität umschlingt das Volk Gottes, das Los des einen ist auch das des anderen, und das gilt auch für die Sorgen, sie lassen sich nur gemeinsam bewältigen.

Erscheinungsbild und Selbstverständnis des Priesters beschäftigen viele Gläubige, die aktiv am Leben ihrer Gemeinde teilhaben, denen der Seelsorger, gleich in welcher Funktion er ihnen begegnet, nicht gleichgültig ist. Das kommt in Gesprächen, wiewohl bisweilen nur beiläufig, zum Ausdruck, eine tiefsitzende Beklemmung sucht sich zu befreien. Das Thema der römischen Bischofssynode kommt diesem Anliegen entgegen und stellt es in weltkirchliche Zusammenhänge hinein. Ein solcher Vorgang hat unleugbare Vorteile, relativiert er doch einen denkerischen Provinzialismus, dem das fruchtlose Kreisen um die eigenen Probleme genügt. Er kann aber auch Nachteile erzeugen, am Ende steht ein Kompromißdokument, das gravierende Unterschiede einebnet. Hier sollen Gedanken vorgetragen werden, die unserem westlichen Kulturkreis entsprechen und insbesondere die Verhältnisse der arbeitsteiligen Industriegesellschaft vor Augen haben.

„Zum Helden taugen immer nur wenige“

Es mag als ein gängiger Gemeinplatz gelten, daß die Ehelosigkeit als Lebensform weithin auf Verständnislosigkeit stößt. Der Ehelose muß damit rechnen, als ein skurriler, wenn nicht gar bemitleidenswerter Außenseiter zu gelten, den man nachsichtig, mit einem leisen Lächeln auf den Lippen, duldet. Das ist eine schwere Bürde, kein seelisch

gesunder Mensch wird Gefallen an dieser Rolle finden. Man muß schon ein hohes Selbstbewußtsein aufbringen, soll dieser Dauerkonflikt, ohne Schaden zu nehmen, bestanden werden. Soziale Isolation ist eine der härtesten Belastungen, die auf den ehelosen Priester zukommen. Oft bleibt nur der Rückzug auf eine Kerngemeinde, die den Zeugniswert des Zölibats in stiller Hochachtung versteht und an der persönlichen Glaubwürdigkeit des einzelnen nicht offen oder insgeheim zweifelt.

Die Anwärter auf das Priesteramt stammen in der überwiegenden Mehrheit aus diesem Umfeld, ihre Persönlichkeitsstruktur ist ein getreuer Widerschein des herrschenden geistigen und moralischen Klimas. Viele junge Menschen sind offenkundig leibfreundlich eingestellt, sie leiden nicht, wie vergangene Generationen, an einer verkrampten Einstellung zu ihrer Geschlechtlichkeit, eher ließe sich das Gegenteil mutmaßen. Bisweilen fällt das Wort von einer tendenziellen Unverbindlichkeit, es sei ohne vorschnelle Bewertung gebraucht. Geschlechtlichkeit trägt keineswegs die Züge des Dramatischen, und von einer Tabuisierung kann noch weniger die Rede sein. Der Eindruck einer schleichenden Trivialisierung hat alle Aussicht, die Wirklichkeit eher zu treffen.

Viele Priester der letzten Jahrzehnte sind durch die Schule der katholischen Jugendbewegung gegangen; das hat ihrem Idealismus die Züge einer unverkennbaren Herbheit eingeprägt, die sich mit selbstverständlicher Entschiedenheit paarte. Das ist heute anders, man nimmt – um es salopp zu sagen – die Dinge leichter. Und von einem Mut zum Außenseitertum kann schon gar keine Rede sein, die behavioristische Tendenz des Sich-Angleichens trägt über weite Strecken den Sieg davon. Allerdings muß fairerweise eingeräumt werden, daß die gesellschaftlichen Stützen eines so oft geschmähten katholischen Milieus ausfallen. Viele Jugendliche sind auf sich allein gestellt, und von ihren Eltern haben sie am wenigsten zu erwarten. Mutlosigkeit ist die ganz normale Folge, und wer wollte darüber rechten! Zum Helden taugen immer nur wenige, zumal dann, wenn sich keine Lorbeeren ernten lassen. Einem herrschenden Klima läßt sich übrigens nur dann erfolgreich widerstehen, wenn die eigenen Persönlichkeitsstrukturen festliegen. Das ist bei vielen jungen Menschen offensichtlich nicht der Fall, man spricht von einer retardierten Integration der Geschlechtlichkeit in die Gesamtpersönlichkeit. Diese Tatsache, so unverkennbar sie auch sein mag, sollte dennoch nicht über manches Positive, ja geradezu Liebenswerte hinwegsehen lassen. Nicht selten trifft man auf die Haltung ungeheuchelter Barmherzigkeit, auf Wohlwollen, Hilfsbereitschaft, untrüglichen Sinn für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Daran gilt es anzuknüpfen, wenn Ehelosigkeit als Lebensform nahegebracht werden soll.

Die um sich greifende Bindungsunsicherheit ist seit lan-

gem in aller Munde. Junge Menschen erleben hautnah das Scheitern von Lebensbindungen, in Ehe und Familie, bei Priestern und Ordensleuten. Das gehört zum Alltag, es regt niemanden auf, man rechnet stillschweigend mit einer bestimmten Verlustrate, normative Ansprüche verkommen zu statistischer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Mitreißende sittliche Vorbilder fallen nicht in die Augen, sie fristen eher ein bedauernswertes Schattendasein. Und sollten sie dennoch einen Farbtupfer in den eigenen grauen Alltag hineintragen, dann sind sie weit weg und tun einem nicht weh. Das Wort vom Starkult ist darum so abwegig nicht. Die gegenwärtige Gesellschaft – sie hat die Toleranz auf ihre Fahnen geschrieben – verbannt sittliche Konsequenz in den Raum des Privaten, die propagierte Achtung vor dem Gewissen des einzelnen läßt sich auch als eine Unverbindlichkeitserklärung lesen, die den einzelnen mit sich selbst allein läßt. Von der Gesellschaft hat man, wenn die Ebene des Moralischen ins Spiel kommt, nichts zu erwarten und nichts zu befürchten. Nur starke Charaktere halten das durch, der Weg des geringsten Widerstands behält allemal die größeren Chancen. Demokratisierung ist oftmals nichts anderes als Nivellierung.

„Es dürfen keine Rückzugsgefechte geführt werden“

Wer die Last des Zölibats auf sich nimmt, muß sich mit der Institution Kirche identifizieren können, er will stolz auf sie sein. Das wird aufgeschlossenen jungen Menschen nicht selten schwermacht, es ist müßig, über die Gründe zu streiten. Zu kritischer Loyalität sind nur sittlich und religiös gereifte Persönlichkeiten fähig, die dazu notwendige Gabe der Unterscheidung läßt sich nur in langen Zeitabständen erwerben. Das Phänomen des religiösen Fundamentalismus nimmt vor diesem Hintergrund alle Züge einer extremen Gegenreaktion an, der Verdacht persönlicher Labilität drängt sich geradezu auf. Aber schwerer noch wiegt die allenthalben sich aufdrängende religiöse Bedürfnislosigkeit. Sie ist lähmender als offen ausgesprochene Feindschaft. Der Ehelose sieht sich um die Sinnhaftigkeit seines hohen menschlichen Einsatzes betrogen, schließlich hat er ein Leben investiert und nicht eine beliebig austauschbare Einzelleistung. Was der alternde Priester still erleidet, das wird der junge Priesterkandidat instinktiv erahnen, und der Abschreckungseffekt stellt sich unweigerlich ein. Es bedarf schon eines tiefverwurzelten Glaubens, einer ganz nüchternen Einschätzung der Situation, soll man vor dieser Herausforderung nicht ängstlich zurückweichen. Wer an der grundsätzlichen Sinnhaftigkeit priesterlicher Ehelosigkeit festhält, darf an diesen Bedingungen nicht achtlos vorübergehen, will er nicht Gefahr laufen, ins Leere hinein zu deklamieren und den Anwärter auf das Priesteramt in das lebensgeschichtliche Scheitern hineinzuzwingen.

Mit diesen Hinweisen ist die anstehende Aufgabe bereits in großen Zügen umrissen. Es gilt, ein Leitbild priesterlichen Dienstes zu entwickeln, das auf die Bedürfnisse der

gegenwärtigen geistesgeschichtlichen Situation Rücksicht nimmt. Es dürfen keine Rückzugsgefechte geführt werden, sie helfen niemandem und sind nur geeignet, Probleme zu kaschieren. Vielmehr sind konstruktive Entwürfe vorzulegen, denkerische Alternativen sind einzubringen, die den priesterlichen Zölibat in ein zeitgemäßes Licht heben und seine unverbrauchte Sinnhaftigkeit erkennen lassen.

Der ehelose Priester tritt in das hochkomplexe Umfeld einer pluralistischen und dynamischen Gesellschaft ein, ihm begegnen diffuse Erwartungshaltungen, seine gesellschaftliche Rolle läßt sich nicht mehr eindeutig umschreiben, einem Vielerlei sich überschneidender Ansprüche ist vielmehr zu genügen. An seine intellektuellen Fähigkeiten, an den Standard seiner akademischen Ausbildung, ja an seine geistige Kultur insgesamt werden hohe Anforderungen gestellt. Die Glaubwürdigkeit seines persönlichen Zeugnisses, so unverzichtbar es ist, darf sich nicht in das Gewand der Unbedarftheit oder gar der Subkultur kleiden. Wir leben in einer Bildungsgesellschaft, die auch den Priester an ihren Kriterien mißt. Einen Sonderstatus gibt es nicht. Das ist für den Ehelosen Ansporn und Hilfe zugleich. Er kann es sich nicht leisten, geistig zu veröden und zum getreuen Reflex der Anspruchslosigkeit vieler Gemeindemitglieder zu werden; die Katastrophe ist dann vorprogrammiert. Ehelosigkeit läßt sich nur bestehen, wenn sie sich mit Selbstachtung und hohem Anspruch an sich selbst paart.

Der Priester ist kein religiöser Funktionär, er muß mit Zweifeln und mit Zweiflern leben können, er hat nicht auf alle Fragen eine bündige Antwort parat, und darin trifft er sich mit der Kirche (GS 33). Er wird im Verlauf seiner Arbeit ohnedies lernen, daß es für die meisten Lebensprobleme keine glatte Lösung gibt. Man muß mit ihnen leben, und dazu bedarf es eines tiefverwurzelten Glaubens. Er ist zunächst einmal ein Ansprechpartner, ein brüderlicher und verstehender Begleiter in den vielerlei Fährnissen des Lebens, der Interpretationshilfen aus dem Glauben, aus dem christlichen Verständnis des Menschen und seiner Geschichte, in das Gespräch unter Gleichen einbringt. Das hat mit einem selektiven Glaubensverständnis nichts zu tun, vielmehr gilt es, den Glauben dort aufzuschlüsseln, wo die erlittenen Brennpunkte lebensgeschichtlicher Auseinandersetzung liegen. Zudem wird vom Priester verlangt, das Weisheitspotential der sittlichen Tradition so nahezubringen, daß – unbeschadet aller ungelösten Einzelfragen – eine umfassende Lebenssicherheit erzeugt wird.

„Der Priester muß eine theologische Persönlichkeit sein“

Der Priester ist nicht mehr der Repräsentant des fraglos angenommenen Sozialsystems „Kirche“, das ihn in seiner gesellschaftlichen Identität sowie in seiner beruflichen Aktivität vollendet abdeckt. Immer da, wo es hart auf hart geht, muß er sich selbst verantworten, seine ganz persönli-

che theologische Kompetenz, verbunden mit Augenmaß für das hier und jetzt sinnvoll Mögliche, ist gefragt. Das macht ihn hochgradig verletzlich, ein Rückzug auf unangreifbare Bastionen ist ihm abgeschnitten. Das verlangt, unbeschadet prinzipieller Loyalität zur Kirche, den Mut zum Fragment; unnötige Selbstüberforderungen, die nur in die Defensive treiben, sind zu vermeiden. Im übrigen wird ein jeder, der um die Komplexität von Lebensproblemen weiß, dafür Verständnis aufbringen. Verbalradikalismen tragen immer den Hauch des Unwirklichen an sich, sie helfen niemandem, es sei denn dem Verkündiger. Nun hat das mit einem religiösen und sittlichen Minimalismus nichts zu tun. Vom Priester wird zu Recht verlangt, er solle fähig sein, den Reichtum des Glaubens mit all seinen lebensweltlichen Implikationen und Konsequenzen unverkürzt einzubringen, darauf haben Gemeinde und Gesellschaft ein Recht. Nur bedarf es dazu, außer dem unerlässlichen „sentire cum ecclesia“, einer hohen akademischen Kultur. Der Priester muß eine theologische Persönlichkeit sein, das macht seine Glaubwürdigkeit aus.

Der Klerus ist schon seit Jahrzehnten keine selbstgenügsame Kaste mehr. Die Felder vertrauensvoller Zusammenarbeit mit engagierten Laien weiten sich aus, und das ist nur zu begrüßen. Nun braucht keineswegs das Wort von der Rivalität zwischen den Betroffenen zu fallen, dennoch gilt es, die Kunst des Delegierens zu erlernen. Um diesem Anspruch zu genügen, sind neue Tugenden verlangt. Vom Priester wird geistige Unabhängigkeit erwartet, nur eine in sich ruhende Persönlichkeit ist zur Zusammenarbeit imstande, vermag sich bescheiden zurückzunehmen, ohne an Selbstsicherheit einzubüßen. Hier ist ein Punkt berührt, der zum unverwechselbaren Stil priesterlicher Existenz gehört. Auf hohes Sozialprestige läßt sich nun einmal nicht verzichten. Der Seelsorger kann es sich nicht leisten, eine gesellschaftliche Außenseiterrolle zu spielen, er muß integriert bleiben und seinen undiskutierten Platz einnehmen. Dennoch kann dies mit einer hohen Bescheidenheit, ja Strenge des Lebenszuschnitts einhergehen. Das vermag sich nur zu leisten, wer aus dem Glück geistiger und geistlicher Ergriffenheit lebt und darum um seine Autorität, die ja immer eine solche des Dienstes ist, nicht besorgt zu sein braucht. Wie leicht läßt sich die Enttäuschung all jener erlassen, die hinter der intakten sozialen Fassade geistliche und menschliche Hohlräume entdecken!

Zusammenarbeit mit Laien heißt über weite Strecken Zusammenarbeit mit Frauen. Eine Frau wird mit sicherem Gespür den selbstsichernden Rückzug auf klischierte Rollen und Antworten feststellen, auch wenn sie nicht darüber spricht. So hat der Priester in einer Gesellschaft, die der Frau einen immer höheren Stellenwert einräumt und sie prinzipiell unbeschränkt zum gleichberechtigten Partner des Mannes macht, sein Selbstverständnis als Mann zu entwickeln. Er wird von der Frau auf sein gelungenes Menschsein, und das heißt auch auf sein Mannsein angesprochen. Die Frau will nicht einem Rollenträger, sondern einem Mann begegnen, der sich zu sich selbst

bekannt und auch imstande ist, „ich“ zu sagen. Gewiß muß er seine geschlechtliche Verfaßtheit voll und ganz bejahen, daran gibt es keinen Zweifel. Nur ist das nur die eine Seite des Problems, und nicht einmal die entscheidendste. Dringlicher erscheint wohl, männliche Selbstsicherheit zu erwerben, ist sie doch unverzichtbare Voraussetzung für ein eheloses Leben, soll es ohne Schaden und ohne Selbstbetrug bestanden werden. Beste Hilfe ist gewiß die Freundschaft mit Ehepaaren. Sie weitet den Blick und überwindet die Versuchung zu einem selbstgenügsamen Kastendenken, das doch immer ein wenig von Selbstherrlichkeit an sich trägt. Hier ist wohl auch der Raum, wo es dem Priester gestattet ist, von sich selbst als Mensch und Mann zu sprechen, was ihm in der Begegnung mit der einzelnen Frau kaum möglich sein wird. Nun fällt eine solche Gabe nicht vom Himmel; sie will ehrlich verdient sein, und dazu werden die Weichen in der Seminausbildung gestellt. Der angehende Priester muß die Offenheit für bereichernde Begegnungen schon mitbringen, ehe er sein Amt antritt. Doch das leitet bereits zu den folgenden Überlegungen über.

„Der Ehelose muß sich in seiner Haut wohlfühlen“

Es wäre eine verhängnisvolle Engführung, wollte man den priesterlichen Zölibat einzig und allein als Verzicht auf die Erfahrung geschlechtlicher Erfüllung deuten. Gewiß ist er das auch, aber sein Wesen läßt sich hinreichend nicht so bestimmen. Darüber braucht kein weiteres Wort verloren zu werden, die vielen Diskussionsbeiträge der vergangenen Jahrzehnte haben das genügend ins Licht gerückt. Dennoch bleibt eines nicht zu vergessen: der Zölibat trifft den Menschen an seiner empfindlichsten Stelle, und das wird ihm im Laufe der Jahre immer nachhaltiger bewußt. Das Bild von der Gaze in der Wunde ist so abwegig nicht, wobei die leibliche Komponente nur einen Ausschnitt darstellt. Der Stachel sitzt tiefer. Es ist der Verzicht auf Geborgenheit, Anerkennung und Liebe, der dem Ehelosen zu schaffen macht, und das um so mehr, als die Anonymität der Gesellschaft zunimmt und der einzelne – zumal der junge Priester – kein selbstverständliches Zuhause hat. Nun hat es in der jüngsten Vergangenheit an Überlegungen und Versuchen zur Reform priesterlicher Lebensformen nicht gefehlt, und das darf nicht abbrechen. Ideale lassen sich nicht leben, wenn ihnen das stützende Gerüst fehlt; das ist eine Erfahrungstatsache, die sich immer wieder bewahrheitet. Dennoch nützt auch das beste Gerüst nichts, wenn ihm die Seele abhanden gekommen ist.

Ehelosigkeit ist eine Form der Vergeistigung, die auf weltjenseitige Vollendung setzt, sie läßt dem Betroffenen keine Möglichkeit der Ausflucht offen, sie fordert ihn ganz ein und zwingt ihn, Farbe zu bekennen. Man muß die Glaubenswahrheit vom ewigen Leben schon tief ergründen, und man muß eine gesunde Skepsis gegenüber allen Humanismen an den Tag legen, wenn man ein Le-

ben wählt, das im Fragment verbleibt. Ehelosigkeit wird, wenn man es recht besieht, ausgelitten. Das sollte den Ehelosen in die Nähe zu all jenen Menschen rücken, die an der Last ihres Lebens schwer tragen, zu den Leidenden, an den Rand Gedrängten, zu jenen, die niemals die Erfahrung der Liebe machen durften, zu den Gescheiterten aller Art, zu den Kranken. Der Ehelose ist für sie ein Zeichen der Hoffnung, daß auch ein Leben im Fragment menschlich und mit Würde bestanden werden kann, eine stille, unaufdringliche Geste der Brüderlichkeit. Der Platz des Ehelosen ist dort, wo das Leben Fraktur schreibt, wo geschlagene Wunden nicht mehr heilen. Das schwindet aus dem Bewußtsein vieler Zeitgenossen, und wohl nur dem Leidenden bleibt es vorbehalten, die ausgestreckte Hand zu erkennen und zu ergreifen. Die gelebte Spiritualität des Priesters hat diesen Gesichtspunkt zu integrieren, vermehrt in einer Gesellschaft, die das Leiden als gemeinsames Existenzial mit Geschick und Konsequenz auszublenden sucht.

Viel zu wenig wird bedacht, daß auch der Verheiratete über weite Strecken seines Lebens an der Ehelosigkeit teilhat. Die Zeit der Ehe ist davon nicht ausgenommen. Keine eheliche Gemeinschaft ist so gelungen und so intensiv, daß nicht auch Räume des Unausgefüllten zurückblieben. Menschen können einander nur in Gott lieben, und das heißt, auf Hoffnung hin. Es kommen Zeiten, in denen man aneinander vorbeizuleben scheint, das erfordert Geduld und Toleranz. Und nicht selten geschieht es, daß beide Partner – vielleicht beruflich bedingt – unterschiedlichen Lebenswelten angehören. Bande des Verstehens zu knüpfen ist dann eine mühevoll Arbeit. Dem erfahrenen Seelsorger wird es ohnehin klar, daß seine jugendlichen Vorstellungen von der Ehe eher in das Reich der Idylle gehörten. Das mag in ihm die Überzeugung reifen lassen, sein Leben sei gar kein Kunstleben, gleichsam aus zweiter Hand geführt, vielmehr gibt es unterirdische Verbindungskanäle, mehr als dies auf den ersten Blick erscheint. In dieser Tatsache liegt allerdings eine Herausforderung beschlossen. Ehelos leben läßt sich nur, wenn man den Mut zum Alleinsein mitbringt, wenn man die sich ausbreitende Stille erträgt, weil das Reich der Gedanken und Einsichten ein stilles, aber unzerstörbares Glück bringt. Der Ehelose muß sich in seiner Haut wohlfühlen, er darf nicht auf der beständigen Flucht vor sich selbst sein, indem er sich in den kirchlichen Betrieb stürzt, um kontrollierbare Leistungen zu erbringen. Das läßt ihn an den anvertrauten Menschen schuldig werden. Sie erwarten, im Seelsorger einem Weggefährten zu begegnen, der Zeit hat, weil er Ruhe aufbringt.

„Es ist von einem Vollkommenheitswahn Abschied zu nehmen“

Mut zur Stille besitzt, wer sich auf das Abenteuer des Geistes einläßt. Gewonnene Einsichten müssen zuinnerst beglücken, die umgebende Lebenswirklichkeit will aus der

Perspektive des Glaubens bedacht sein. Ist das eine unrealistische Zumutung? Vom Priester wird eigentlich verlangt, daß er ein theologischer Existenzdenker sei, daß seine studierte Theologie kein angelernter Ballast bleibe, der an ihm abgleitet wie der Regen an der wetterfesten Kleidung. Man muß liebend und ehrfürchtig mit seinen Gedanken umgehen können, sie hegen und pflegen, denn nur so wird ein Klima des Anspruchs erzeugt, das tiefgreifende Verzichte schöpferisch umwandeln hilft. Der Ehelose braucht diese Atmosphäre um sich wie der Fisch das Wasser. Man wende nicht ein, hier werde idealisiert, und der Denker seien es immer nur wenige, die Routine des priesterlichen Alltags schleife diese Spitzen schon ab. Das äußere Umfeld bringt Zwänge mit sich, aber die eigenen Gedanken sind frei, für sie hat man immer Zeit, sofern man nur will. Der Seelsorger muß sich ohnedies vom Modell der Versorgungskirche lösen, die Kirche ist kein lückenloser Dienstleistungsbetrieb. Das Wenige, das gut getan wird, pflanzt sich schon fort, auch wenn man dies mit den eigenen Augen nicht sieht.

Existenzdenker sein heißt, Lebensgeschichten zu bedenken, Gottes gütige Vorsehung aufzuspüren, auch wo aller Anschein dem entgegensteht. Das geschieht zweifellos im Blick auf das eigene Leben. Je älter ein Mensch wird, um so eher ist er bereit, sich mit seinem Geschick zu versöhnen und das Gute in ihm zu entdecken. Dazu bedarf es allerdings der Wahrhaftigkeit, denkerische Ausflüchte neigen zur Selbstbeschwichtigung, man stiehlt sich aus der Verantwortung, gleich wie sublim dies auch geschieht. Der Ehelose kann sich einen solchen Luxus nicht leisten, er muß vor sich selbst Farbe bekennen. Gesammelte Erfahrungen und aufbrechende Probleme wollen gedanklich verarbeitet sein, Hilfen von außen sind eher die Ausnahme. So schwer diese Last im Einzelfall auch wiegen mag, sie birgt doch einen unleugbaren Vorteil. Wer seine Ehelosigkeit bewußt lebt, erwirbt sich geistige und geistliche Sensibilität, er lernt es, sich selbstlos in andere Menschen einzufühlen und an ihrem Lebensdrama teilzuhaben, er ist alles andere als ein verschrobener Einzelgänger oder gar Sonderling, dem die Lebensfremdheit gleichsam ins Gesicht geschrieben steht. Und wenn er selbst einmal versagt hat – wer wäre davon frei! –, so wird ihn dies nur gütiger machen, das hat übrigens noch keinen Menschen am Seelsorger abgestoßen. Es ist von einem Vollkommenheitswahn Abschied zu nehmen, der immer und überall versucht, eine makellose Fassade aufzubauen und den Ehrenschild reinzuhalten. Der Priester darf ruhig wissen, daß auch ihm Güte und Verständnis entgegengebracht werden.

Der sichere Tod des ehelosen Lebens ist der klerikale Professionalismus. Gewiß gehen beim Priester Beruf und Berufung ineinander über, wie dies enger kaum gedacht werden kann. Dennoch kann eine solche Tugend auch zum Laster verkommen, man verschließt sich konsequent und unerbittlich alle Räume des Privaten, und wundert sich dann, wenn es auf einmal keine Rückzugsmöglichkeiten mehr gibt, die einem immer dann winken sollten,

wenn es beruflich bergab geht. Wer ist schon ein Leben lang auf der Höhe seiner Kraft! Für gewöhnlich wechseln Höhen und Tiefen einander ab, und damit muß man leben lernen. Mißerfolge, Ungeschicklichkeiten, ja offenkundige Fehler wollen verkraftet sein. Das versteht nur, wer die notwendige Selbstdistanz aufbringt, wer seinen beruflichen Einsatz, und sei er auch noch so hoch, relativieren kann. Gegenkräfte sind darum zu entwickeln, Mußestunden, Freude an schönen Dingen helfen die Balance zu wahren. Mit gutem Recht ließe sich sagen, für den Ehelosen sei das Beste gerade gut genug und man könne auch durch mangelnden Anspruch sündigen. Gedacht ist an die erworbene und gepflegte Gesprächs- und Lesekultur. Man darf nur Gutes, ja Erlesenes an sich herankommen lassen; wenn das Niveau absinkt, fällt der Zölibat schwer. Das kann einfachste Lebensklugheit lehren.

Erfahrene Priestererzieher haben auf die Fähigkeit zur Freundschaft hingewiesen, auch unter Priestern. Es bedarf des Austausches, will man nicht versanden. Niemand kann immer nur geben, jedermann muß fähig sein, sich beschenken zu lassen, und sei es nur beim dankbaren Zuhören. Der Ehelose ist ja so leicht versucht, sich in Wehleidigkeit zu kleiden, im Schmollwinkel zu verbleiben, Konflikte bis ins Bizarre aufzubauschen und der Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Ein Denken in Kategorien des Sozialneids auf höherer Ebene mag hinzukommen, und schon landet man im Abseits. Man hat sich eine Pseudowelt aufgebaut und findet nicht mehr den Weg heraus. Menschen, die geleistete Verzichte durch Macht ausübung, Zwang zum Erfolg, ja durch unverhohlene männliche Eitelkeit kompensieren, schließen sich in diesen Kerker ein, und irgendwann einmal schlägt die Stunde der Wahrheit. Dem ist klug zuvorzukommen. Das mitbrüderliche Gespräch kann einer solchen Ethik der Prophylaxe nur dienlich sein, es korrigiert und relativiert. Im Austausch der Gedanken, im Geben wie im Nehmen, liegt unzerstörbares Glück beschlossen.

„Theologie muß zu einem geistigen Abenteuer werden“

Ehelosigkeit als Lebensform weist in die Nähe des Problematischen, sie ist wie ein Schatz in irdenen Gefäßen. Das gilt vermehrt in einer Welt, die nur ein Geringes an Stütze bietet. Es mag darum eine Binsenwahrheit sein, wenn der Anwärter auf das Priesteramt es lernen muß, den theologischen Gedanken durchzubeten, ihm das eigene Leben erwägend auszusetzen. Genuine Theologie ist einem auf den Leib geschnitten, das gilt es während des Studiums zu erkennen. Beten und Denken müssen nahtlos ineinander übergehen. Theologie studiert man nun einmal nicht aus der Haltung des unbeteiligten Zuschauers, gleichsam als intellektuelles Glasperlenspiel, das dann letztlich doch in der Unverbindlichkeit verbleibt. Das müßte dem Lernen eigentlich an der Persönlichkeit des Lehrenden aufscheinen. Wo, wenn nicht hier, ist das Beispiel gefordert! Das enthält natürlich eine Anfrage an die Weise, wie

Theologie doziert wird. An Methodenreflexionen hat es in den letzten Jahrzehnten beileibe nicht gefehlt. Die gegenwärtige Theologie kann auf ein ausgefeiltes denkerisches Instrumentarium zurückgreifen und das Problembewußtsein ist hoch entwickelt; es steht anderen Wissenschaften in nichts nach. Allein mit Methoden läßt sich kein Krieg gewinnen; dem Studenten muß einsichtig werden, daß in der Theologie Menschheitsfragen verhandelt werden. Ein positivistisches Glaubensverständnis kann da nicht genügen, bleibt es doch dem eigenen Selbstverständnis äußerlich. Die Fähigkeit zum hermeneutischen Denken wird vielmehr verlangt, der Studierende ist mit seiner Person involviert, er muß durch sein Studium zur Persönlichkeit heranwachsen, ja er muß geradezu umgekrempelt werden. Die Theologie ist noch ein wirkliches Bildungsstudium, das unmittelbar anwendbare Berufswissen beschränkt sich – im Unterschied zur Medizin oder zu technischen Wissenschaften – auf ein Minimum, das Handwerkszeug läßt sich relativ leicht erlernen. Aber wie man mit diesem Handwerkszeug umgeht, das ist Sache einer geistigen und geistlichen Reife, die nur dem Nachdenklichen geschenkt wird. Theologie muß zu einem geistigen Abenteuer werden, das die ganze Lebensgeschichte ausfüllt; der Theologe darf nicht nur beim Buch, er muß bei der Sache sein. Vor einem solchen Hintergrund kann Ehelosigkeit schon als angemessene Lebensform erscheinen.

Man hat bisweilen mit dem Gedanken gespielt, dem Theologiestudium eine Art Noviziat vorzuschicken. Der Übergang von der Schule zur Universität erscheint zu abrupt und vielen Studenten geht die früher übliche Verwurzelung in einem fraglos geübten religiösen Leben weitgehend ab. Für den Samen der Theologie muß der Boden bereitet werden. Wieweit eine solche Institution im Einzelfall praktikabel ist, sei hier dahingestellt; in Bausch und Bogen verwerfen läßt sie sich gewiß nicht. In ihr liegt zumindest ein Denkanstoß verborgen, den Klerus als geistliche Solidargemeinschaft neu zu entdecken und der Vereinzelung entgegenzuwirken. Es sollte nicht übersehen werden, daß gerade junge Priester leicht an den Rand ihrer Kräfte stoßen können, wenn ihnen die menschliche Anteilnahme versagt bleibt, wenn ihnen die ganz spontane Möglichkeit des Austausches fehlt, und dies zumal in Situationen der seelischen Anspannung, des ausbleibenden Erfolgs, der begangenen Fehler. Der Priester darf sich nicht allein gelassen fühlen, auch und zumal nicht von seinen kirchlichen Vorgesetzten. Ehelosigkeit fordert ein Klima des Vertrauens. Nur wer in der Kirche wirklich zuhause ist, kann sie leben. Das ist wohl eine Anfrage an alle. Ein Scheitern an der Ehelosigkeit läßt immer auf Vereinsamung schließen, es fehlte an diskreter Anteilnahme, an Zuspruch und liebevoller Korrektur. Gleichwie institutionelle Neuregelungen auch immer aussehen, der junge Priester braucht Beistand und Begleitung in Situationen, in denen er sich menschlich überfordert fühlt, und daran mangelt es nicht. Er wird, sofern er nur einigermaßen wach lebt, die klaffende Schere zwischen Anspruch und Wirklichkeit spüren. Es wird ihm, drückend

vielleicht, bewußt, was er anderen Menschen schuldig bleibt. Und er erlebt hautnah offenkundige pastorale Mißstände, er fühlt sich – die Praxis der Sakramentenspendung ist gleichsam ein Paradebeispiel – ausgenutzt, wenn nicht gar um seine Selbstachtung gebracht. Daran nicht irre zu werden, verlangt Geborgenheit.

Man hat immer wieder auf die Notwendigkeit der Weiterbildung verwiesen, in den meisten akademischen Berufen mittlerweile eine Selbstverständlichkeit. Über die Organisation läßt sich allerdings streiten, sie mag nach Ländern und ihren Gegebenheiten verschieden ausfallen. Einzelveranstaltungen sind eher ein Tropfen auf den heißen Stein, sinnvoller erscheint wohl eine Studienweise, die mehr Kontinuität verspricht. Wie dem aber sei, es muß zu einer vertiefenden Aneignung kommen, die Behandlung augenblicksgebundener Einzelfragen kann dem Anspruch nicht genügen, geht sie doch auf die besondere Situation des Seelsorgers nur sehr beschränkt ein. Er darf nicht auslaugen, er muß sich geistige Lebendigkeit und Frische erhalten, er muß das Bewußtsein haben, auf der Höhe der Zeit zu stehen und den Anforderungen der Gegenwart gewappnet zu sein, dann besitzt er auch ein günstiges Umfeld für seine ehelose Lebensform.

„Kurzschlußlösungen sollten vermieden werden“

Die Bischofssynode setzt sich mit der Ehelosigkeit als Lebensform des Priesters auseinander, vor dieser Verantwortung gibt es kein Ausweichen. Bislang gängige

Argumentationen sind auf ihre Überzeugungskraft zu prüfen, Verfügbarkeit und eschatologisches Zeichen waren oft Schlagworte, die nicht jedermanns Zustimmung fanden. Das ändert nichts an der hohen Angemessenheit des priesterlichen Zölibats. Wie sie sich allerdings in anderen Kulturräumen darstellt, in denen bisweilen auch ein weitaus intensiveres und direkteres Leibbewußtsein herrscht, das ist noch nicht von vornherein entschieden. An Vorschlägen, die den Vorteil praktischer Erfahrung vor Ort für sich ins Feld führen können, fehlt es beileibe nicht, sie reichen von der Einführung der „viri probati“ bis zur Abschaffung der gegenwärtigen Disziplin. Alle Modelle können gewichtige Gründe nennen, und der Theoretiker sieht sich leicht ins Abseits verwiesen. Dennoch sollten in einer rapide zusammenwachsenden Welt Kurzschlußlösungen vermieden werden. Rechtliche Sonderregelungen folgen dem Drang, sich festzusetzen. Sie können zwar für den Augenblick Erleichterung schaffen und Probleme lösen, das geschieht allerdings um den Preis, eine gesamtkirchliche Entwicklung zu blockieren, sofern man am priesterlichen Zölibat prinzipiell festhält. Zudem bleibt in Rechnung zu stellen, daß sich die Kirche als Vorreiter interkultureller Kommunikation versteht. Das darf gewiß nicht in Hegemoniestreben ausarten, trotzdem wäre nachzufragen, ob es nicht auch in anderen Kulturen Ansätze für ein Verständnis ehelosen Lebens gebe. Sollte dies der Fall sein, dann wäre eine Kausaltherapie das Gebot der Stunde, der priesterliche Zölibat müßte lebbar gemacht werden, durch angehobenen Bildungsstand, Sozialprestige und nicht zuletzt Spiritualität.

Klaus Demmer

Kirche zwischen Ural und Wladiwostok

Die Katholiken im asiatischen Teil der Sowjetunion

Katholiken gibt es in der Sowjetunion nicht nur in Litauen, Lettland, Weißrußland und der Ukraine, sondern auch in Sibirien und in den mittelasiatischen Sowjetrepubliken. Ein Großteil der Katholiken im asiatischen Teil der Sowjetunion gehört zur deutschen Minderheit. Die Lage der Gemeinden hat sich im Zug der Liberalisierung der sowjetischen Religionspolitik spürbar verbessert, ihre Zukunft ist aber vor allem wegen der starken Auswanderungsbewegung in die Bundesrepublik ungewiß.

Über die Lage der Kirche im außereuropäischen Teil der Sowjetunion – d. h. in Sibirien und in den zentralasiatischen Unionsrepubliken – sind in den letzten zwei bis drei Jahren infolge der verbesserten Reise- und Informationsmöglichkeiten, nicht zuletzt aber auch durch die rußland-deutschen Aussiedler immer mehr Informationen zugänglich geworden. Jahrzehntlang waren nur spärliche Nachrichten vom Leben der Christen aus diesem Bereich in den

Westen gedrungen. Viele halten Sibirien und das sowjetische Mittelasien deshalb noch immer für weiße Flecken auf der kirchlichen Landkarte.

Für die russische orthodoxe Kirche, die zehn Eparchien in diesem Bereich zählt und dort heute in ihrer bewährten Rolle als Stütze des Russentums in Erscheinung tritt, kann dies ohnehin nicht zutreffen. Bemerkenswert ist freilich auch, daß die katholische Kirche, die im Mittelpunkt der folgenden Darstellung steht, wenigstens in *Sibirien* eine recht weit zurückreichende Tradition hat. In mehreren der größeren Städte entlang der Verkehrswege existierten bis nach der Oktoberrevolution katholische Gemeinden, deren ehemalige Kirchen etwa in Tomsk, Barnaul, Irkutsk, Wladiwostok und anderswo noch erhalten sind. Im Päpstlichen Jahrbuch, das interessanterweise Sibirien unter der Rubrik Asien als eigenständige territoriale Einheit aufführt, sind weiterhin die Diözese Wladiwostok (gegründet 1923) und das Apostolische Vikariat